

TOM BALE

Amok

Buch

Es ist ein bitterkalter Januarmorgen, als Julia Trent in einem kleinen Dorf in Sussex unvermittelt in einen Alptraum gerät. Den ersten Toten auf der Straße hält sie noch für ein Unfallopfer. Bis ihr die gespenstische Stille in dem Ort auffällt und ihr klar wird, dass etwas nicht stimmen kann. Als sie auf weitere Leichen stößt, wird ihre Ahnung Gewissheit: Ein Amokläufer ist in den Straßen und Häusern auf der Suche nach Opfern. Der Killer tötet jeden, den er finden kann, bevor er sich offenbar selbst richtet. Wie durch ein Wunder überlebt Julia, allerdings schwer verletzt und traumatisiert. Als sie der Polizei berichtet, es habe neben dem Amokläufer noch einen zweiten Schützen gegeben, schenkt man ihr keinen Glauben. Man hält diesen vermeintlichen Komplizen für pure Einbildung. Nur der Journalist Craig Walker, dessen Vater bei dem Blutbad ums Leben kam, schlägt sich auf Julias Seite. Gemeinsam versuchen sie herauszufinden, was an jenem Tag wirklich geschah. Denn was wie eine sinnlose, im Bluttausch begangene Tat wirkte, könnten tatsächlich kaltblütig geplante Morde gewesen sein. Doch der Killer weiß, dass eine Zeugin das Massaker überlebt hat. Und er weiß auch, dass er sie um jeden Preis zum Schweigen bringen muss ...

Autor

Tom Bale, geboren 1966, hat in den unterschiedlichsten Berufen gearbeitet, wollte aber schon als Kind Schriftsteller werden. 2006 veröffentlichte er seinen ersten Roman »Sins of the Fathers«. Mit seinem zweiten Spannungsroman, »Amok«, eroberte er nicht nur die Leser, sondern auch die Kritiker im Sturm. Inzwischen arbeitet Tom Bale bereits an seinem nächsten Thriller. Der Autor lebt mit seiner Familie in Brighton. Näheres zu ihm und seinen Büchern unter www.tombale.net.

Tom Bale

AMOK

Roman

Aus dem Englischen
von Andreas Jäger

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Skin and Bones« bei Preface Publishing, London,
an imprint of The Random House.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2009
Copyright © der Originalausgabe 2008 by Tom Bale
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagfoto: FinePic, München

Redaktion: Eva Wagner

AB · Herstellung: Str.

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46819-5

www.goldmann-verlag.de

Für Niki

Erster Teil

*Come, dip on in
Leave your bones
Leave your skin
Leave your past
Leave your craft
Leave your suffering heart*

James, »Sound«

1

Ein Blick nach links, mehr war nicht nötig. Ein flüchtiger Blick, als sie die Tür des Dorfladens aufdrückte. Hätte sie einfach nach vorne geschaut oder nach rechts anstatt nach links, dann wäre sie vielleicht gar nicht in die Sache hineingezogen worden. Sie wäre vielleicht verschont geblieben.

Ihr Verstand, traumatisiert von den Erfahrungen des vergangenen Monats, weigerte sich zu glauben, was sie gesehen hatte. Doch ihr Unterbewusstsein hatte es sofort erfasst.

Da lag ein toter Mann auf der Straße.

Es war der dritte Samstag im Januar, kurz vor acht Uhr morgens. Sie hatte vor dem Haus ihrer Eltern am Ortsrand geparkt und beschlossen, die unerfreuliche Aufgabe, die an diesem Tag auf sie wartete, noch ein paar Minuten aufzuschieben. Bis zum Laden waren es nicht mehr als fünfzig Meter; er lag versteckt hinter einer Kurve am unteren Ende der High Street – ein lächerlicher Name für eine Straße in einem Dorf mit gerade einmal einem Geschäft und einem Pub.

Julia war einunddreißig, groß und schlank, mit schulterlangen dunklen Haaren. Sie war Lehrerin an einer Grundschule in Newhaven, und wie die Besten ihrer Zunft hatte sie sich eine Haltung wohlwollender Härte zugelegt, mit der sie alles parieren konnte, was ein Zehnjähriger ihr an den Kopf schleudern mochte. Nie hatte sie diese Zähigkeit so nötig gehabt wie in den letzten paar Wochen.

Ihr Atem stieg in kleinen Wölkchen auf, als sie am Rand der schmalen Straße entlangging. Eine makellose, glitzernde Reifschicht überzog den Grünstreifen. Die Dachziegel funkelten im Schein der Morgensonne, die hier in den Downlands erst spät über den Horizont stieg. Die Luft schmeckte sauber und würzig. Jetzt eine Runde joggen – das wär's, dachte sie. Aber sie konnte diesen Tag nun einmal nicht so verbringen, wie sie wollte.

In weniger als einer Minute hatte sie den Laden erreicht. In dieser Zeit sah und hörte sie keine Menschenseele. Kein Verkehr, keine Handwerker, keine Spaziergänger oder Radfahrer. Aber es war schließlich Samstag, sagte sie sich. Es war Januar, und es war kalt.

In dem Moment, als sie nach links schaute, hatte sie einen ungehinderten Blick die High Street entlang, bis zum *Green Man*, dem Pub am nördlichen Ende des Dorfes. Oben an der Kirche parkte ein roter Lieferwagen der Royal Mail am Straßenrand, mit der Front zu ihr. Beiläufig registrierte sie, dass die Hecktüren offen standen. Die Leiche – wenn es denn eine war – lag direkt hinter dem Postauto auf der Straße, sodass nur die Füße zu sehen waren.

Julia sagte sich, dass sie sich wohl geirrt haben müsse, und betrat den Laden.

Als sie die Tür aufstieß, läutete eine Glocke. Es war wunderbar warm im Laden, und der Geruch entlockte ihr wie immer ein Lächeln: eine heimelige Mischung aus frischen Brötchen, Frühstücksspeck, Druckerschwärze und Postsäcken. Ein Duft, den man am liebsten aus lauter Nostalgie in einer Flasche eingefangen hätte: *Dorfladen-Essenz*.

Die Ladeninhaberin, Moira Beaumont, war eine kleine, hibbelige Frau in den Fünfzigern. Sie zog ihre ausgebeulte Strickjacke fester um die Schultern, als der kalte Luftzug von der Tür sie erreichte.

»Hallo, Julia. Sie sind ja früh dran heute. Sagen Sie bloß, Sie haben im Haus übernachtet?«

Julia überspielte den Schauer, der sie überlief, mit einem knappen Kopfschütteln. »Ich bin gerade erst angekommen«, sagte sie und fügte hinzu: »Ich kann es ja nicht ewig vor mir her schieben.«

Moira nickte betrübt. »Sie wohnen in Lewes, nicht wahr?« Sie sprach den Namen der Stadt aus, als sei es irgendein ferner, exotischer Ort, dabei waren es von hier bis zum Verwaltungssitz von East Sussex keine zehn Meilen. Aber Chilton war schließlich auch ein Dorf, wo die Leute nach einem Besuch in Brighton empört von den Bettlern auf der Straße und der offenen Zurschaustellung von Homosexualität berichteten.

Julia blätterte ein wenig in den Zeitungen. Dabei spürte sie, wie Moira sie heimlich musterte, wie sie versuchte, einen Riss in der Fassade zu entdecken. Vor ein paar Wochen hätte sie das noch gestört, aber inzwischen hatte sie sich daran gewöhnt. Sie hatte das Gefühl, dass sie alles in allem ganz gut mit der Situation fertigwurde.

Aber was ist mit der Leiche auf der Straße?, meldete sich ihr Unterbewusstsein. Halluzinationen waren nicht gerade ein Ausdruck einer stabilen Psyche.

Sie schob den Gedanken beiseite, während sie sich einen *Guardian*, einen Karton fettarme Milch und – ganz spontan – eine Schachtel Schokokekse aus dem Regal nahm. Sie hatte einen langen, schwierigen Tag vor sich, da durfte sie sich ruhig etwas gönnen.

Als sie zur Kasse ging, beugte Moira sich über die Theke und nahm ihre Hand. Noch ehe sie etwas gesagt hatte, wusste Julia bereits, dass sie diesen sanften, gedämpften Tonfall anschlagen würde, der für Menschen reserviert schien, die vor kurzem einen Angehörigen verloren haben.

»Ich wollte Ihnen nur sagen, wie furchtbar leid es mir

tut, was passiert ist. Die beiden waren so ein liebenswertes Paar.«

Julia schluckte und deutete ein Nicken an. Sie wusste inzwischen, wie leicht solche Beileidsbekundungen die Schleusen der Trauer öffnen konnten.

»Kommt denn Ihr Bruder nicht her, um Ihnen beim Räumen zu helfen?«, fragte Moira, während sie Julias Fünfpfundschein nahm und den Betrag in die Registrierkasse eintippte.

»Er hat es angeboten, aber es wäre doch albern, wenn er dafür extra aus Cheshire herkäme.«

»Da haben Sie wohl recht. Wirklich jammerschade, dass Sie und Peter nicht mehr zusammen sind«, meinte Moira, die sich ihrer Taktlosigkeit offenbar nicht im Geringsten bewusst war. »Ich weiß, dass Ihre Mutter immer gedacht hat, Sie beide wären füreinander bestimmt.«

»Das dachte ich auch«, erwiderte Julia. Noch so ein Thema, das sie lieber vermieden hätte.

»Aber jetzt haben Sie ja wieder jemanden, nicht wahr? Mir fällt der Name gerade nicht ein ...«

»Steve.«

»Ja, richtig. Steve.« Moira rümpfte die Nase, als sie den Namen wiederholte – wahrscheinlich erinnerte sie sich an Mums Urteil über ihn, dachte Julia.

»Ehrlich gesagt, ich habe meine Zweifel, ob es eine Zukunft hat«, sagte sie.

Moira schnalzte mit der Zunge. »Sie haben so einiges durchgemacht, was?« Julia war sich sicher, dass sie als Nächstes eine Bemerkung in der Art von »Ein Unglück kommt selten allein« würde fallen lassen, aber vielleicht hatte sie es sich im letzten Moment anders überlegt, denn sie blies nur die Backen auf und sagte: »Ich würde Ihnen ja gerne selbst zur Hand gehen, aber Len ist nach Leicester gefahren, um sich das Fußballspiel anzuschauen. Sonder-

urlaub für gutes Betragen«, fügte sie mit schiefem Grinsen hinzu.

Julia grinste zurück. »Ich komme schon zurecht. Und wenn ich heute nicht ganz fertig werde ... na ja, es eilt ja nicht besonders.«

»Es wird Ihnen besser gehen, wenn Sie es erledigt haben, glauben Sie mir.« Moira presste die Hände wie zum Gebet zusammen. »Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es einen bei den unwahrscheinlichsten Sachen plötzlich erwischen kann. Falls das passiert, wissen Sie ja, wo Sie mich finden können.«

»Danke.« Julia klemmte sich die Keksschachtel unter den Arm und griff nach der Milch. Nur um noch etwas Konversation zu machen, sagte sie: »Ziemlich ruhig hier heute Morgen.«

Moira dachte einen Moment nach. »Ja, stimmt. Ich hatte ein, zwei Kunden, als ich um sieben aufgemacht habe – Mrs. Collins und Tom Bradbury mit seinen elenden Kötern. Aber bei der Kälte haben bestimmt alle beschlossen, noch ein bisschen im Bett zu bleiben – die Glücklichen.«

»Das wird es wohl sein«, pflichtete Julia ihr bei.

Als sie an der Tür war, rief Moira: »Lassen Sie mal was von sich hören, ja? Würde mich freuen.«

Julia hielt die Tür mit dem Fuß auf und blickte sich lächelnd um. In diesem Moment, da ihr selbst so schwer ums Herz war, hätte sie nie geglaubt, dass Moira keine zwanzig Minuten mehr zu leben hatte.

Als sie den Laden verließ, fiel ihr ein Plakat im Fenster des Hauses gegenüber ins Auge. Wieder eine von Philip Walkers Kampagnen, dachte sie, als sie die fetten, zehn Zentimeter hohen Buchstaben sah. Die folgenden Ereignisse würden dafür sorgen, dass die Worte sich für immer in ihr Gedächtnis einbrannten.

Das hier ist UNSER Dorf!
Lasst nicht zu, dass sie es ZERSTÖREN!

Sie schnaubte amüsiert. Walker war ein Mann, der kein Blatt vor den Mund nahm, und mit seiner Gruppe von Aktivisten führte er einen erbitterten Kleinkrieg gegen die Bauunternehmer, die eine Erweiterung des Dorfs planten. Höchstwahrscheinlich ein Kampf gegen Windmühlen, wenn man aus der Vergangenheit irgendwelche Schlüsse ziehen konnte, doch Julia sympathisierte insgeheim mit ihnen. Schon allein, weil ihre Eltern die Kampagne leidenschaftlich unterstützt hatten.

Und dann konnte sie die hartnäckigen Einflüsterungen ihres Unterbewusstseins nicht länger ignorieren und warf noch einmal einen Blick nach Norden. Sie musste einfach wissen, ob sie sich das alles nur eingebildet hatte.

Noch immer regte sich weit und breit kein Leben. Das Postauto stand genau da, wo sie es zuerst gesehen hatte. Die Hecktüren waren eindeutig offen. Und der reglose Körper lag noch immer hinter dem Lieferwagen auf der Straße. Die Fußspitzen ragten schräg in die Luft.

O Gott.

Sie legte die Hand an die Stirn, um ihre Augen vor der tief stehenden Morgensonne abzuschirmen, und ging blinzelnd ein paar Schritte die Straße hinauf. Schon spürte sie, wie ihr Mund trocken wurde und ihr Herz schneller schlug, und sie sah sich selbst langsam die Treppe im Haus ihrer Eltern hinaufsteigen. Sie konnte das nicht noch einmal ertragen, konnte sich nicht noch einmal so einem Anblick –

Und du kannst ihn nicht sterben lassen, meldete sich eine andere, lautere Stimme. *Vielleicht hatte er einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall. Oder vielleicht ist er Epileptiker.* Ihre Erste-Hilfe-Kenntnisse waren äußerst bescheiden, aber we-

nigstens könnte sie Hilfe rufen und dafür sorgen, dass er nicht fror.

Als sie sich dem Lieferwagen näherte, geriet ihre Entschlossenheit ins Wanken. Es sah aus, als wäre der Mann zusammengebrochen und halb unter die Hecktüren gerollt. Der Wind zerrte an einem Bündel Briefe, das im Rinnstein lag, doch er war zu schwach, um sie aus dem Gummiband zu lösen, das sie zusammenhielt.

Vielleicht ein Unfall mit Fahrerflucht, überlegte sie, während sie sich auf einen unerfreulichen Anblick gefasst machte.

Aber es war noch weit schlimmer. Der Postbote hatte Schusswunden im Kopf und in der Brust. Ein Auge fehlte, und das andere starrte leblos zu ihr auf, geweitet in ungläubigem Staunen, dass so etwas in diesem privilegierten Winkel von Sussex passieren konnte. Der Lieferwagen war mit Blut und Hirn und SchädelSplintern bespritzt.

Julia schnappte nach Luft und ließ ihre Milch fallen. Der Karton platzte auf, der Inhalt ergoss sich über den Asphalt und mischte sich mit dem Blut im Rinnstein.

2

Es muss ein Raubüberfall gewesen sein, dachte sie. Sie warf einen Blick ins Innere des Lieferwagens, sah aber nichts, was sie der Lösung des Rätsels nähergebracht hätte. Da lagen mehrere graue Postsäcke, aber nach dem freien Platz zu urteilen, hätten es ursprünglich noch mehr sein können.

Das Blut auf der Straße war frisch und glitzerte wie Harz in der Sonne. Das bedeutete, dass es erst vor kurzem passiert war. Sie hatte keine anderen Fahrzeuge gesehen oder gehört; der Mörder musste also zu Fuß geflüchtet sein.

Was daraus folgte, war Julia sehr wohl bewusst. Sie drehte sich langsam um und suchte die Umgebung nach weiteren Auffälligkeiten ab.

Das Dorf hatte in etwa die Form eines Rechtecks, wobei die Häuser, die sie gerade passiert hatte, die östliche Begrenzung bildeten, vom Laden bis hinauf zu der gedrunge- nen normannischen Kirche St. Mary's. Neben der Kirche stand das Pfarrhaus, und daran schloss sich der *Green Man* an, ein ansehnlicher Gasthof aus der Tudorzeit. Hinter dem Pub fing die Hurst Lane an, eine Privatstraße, die eine halbe Meile in nördlicher Richtung zum Gutshaus Chilton Manor und zur Hurst-Farm führte.

Auf der anderen Seite der schmalen Straße stand das alte Schulhaus, in dem jetzt der »Nicht-vor-meiner-Haustür«-Aktivist Philip Walker wohnte. Jenseits davon begann Arundel Crescent, eine Reihe vornehmer Häuser aus dem 18. Jahrhundert, die sich an der Westflanke des Orts entlangzog und in eine zweite Reihe kleinerer Einfamilienhäuser überging, die an der Südspitze gegenüber dem Dorfladen endete.

Zentrum und Blickfang von Chilton war der Dorfplatz, eine Rasenfläche mit einem Teich und einer prächtigen Eibe, die angeblich über sechshundert Jahre alt war. Der Teich war teilweise zugefroren; an seinem Ufer liefen ein paar Möwen auf und ab und drängten kleinere Vögel aus dem Weg wie Hooligans auf einem Tagesausflug. Es waren die einzigen Lebewesen in Sichtweite.

Es ist zu ruhig, dachte Julia. Acht Uhr an einem Samstagmorgen, da müsste doch schon irgendjemand auf den Beinen sein, um den Hund auszuführen, einzukaufen oder die Kinder zum Fußballtraining zu fahren. Ihr Bruder und ihre Schwägerin waren jedes Wochenende von früh bis spät als Taxiunternehmen für die Kleinen im Einsatz. Und irgendjemand musste doch die Schüsse gehört haben und vor die Tür gegangen sein, um nachzusehen.

Irgendetwas stimmte da ganz und gar nicht.

Da sie nur rasch im Laden hatte vorbeischaun wollen, hatte sie ihre Handtasche und ihr Handy im Auto gelassen, zusammen mit den Kartons und den Plastiksäcken, in denen sie die Habseligkeiten ihrer Eltern verstauen wollte. Nicht, dass das Handy ihr irgendetwas genützt hätte, wie ihr jetzt einfiel – die Bürgerinitiative des Dorfs hatte sich erfolgreich gegen die Errichtung eines Mobilfunkmasts zur Wehr gesetzt. Sie musste einen Festnetzanschluss finden.

Du könntest natürlich auch einfach verschwinden, meldete sich eine kleine, verschämte Stimme. Der Postbote ist tot. Du kannst nichts mehr für ihn tun. Dreh dich einfach um und geh zu deinem Auto zurück. Das hier muss nicht dein Problem sein.

Einen Moment lang drohte sie der Versuchung zu erliegen. Welch verlockende Vorstellung, einfach in ihren Mini zu steigen, den Motor anzulassen und davonzufahren. Sie hatte in der letzten Zeit schon genug traumatische Erlebnisse gehabt. Sollte sich doch jemand anders um das hier kümmern.

Dann stellte sie sich vor, was ihre Eltern wohl zu einer so feigen Haltung gesagt hätten. Sie glaubte eigentlich nicht an ein Leben nach dem Tod, aber seit ihre Eltern gestorben waren, hatte sie oft das Gefühl, dass sie über sie wachten, über sie urteilten oder ihre Entscheidungen kommentierten. Und jetzt würden sie erwarten, dass Julia tat, was sie konnte, um zu helfen.

Mit weichen Knien rannte sie zum nächsten Haus in der Reihe, die sich an den Kirchhof anschloss. Das Gartentor quietschte, als sie es aufstieß, ein Geräusch, das die bedrückende Stille dieses Samstagmorgens noch unterstrich. Die Haustür war in lebhaftem Rot gestrichen, und in Augenhöhe hing ein kleiner handgeschriebener Zettel: *Klingel defekt. Bitte klopfen.*

Das tat sie. Als sie das Ohr an die Tür legte, konnte sie drinnen Musik hören: irgendeine eingängige Melodie im typischen Sixties-Sound.

Doch niemand öffnete. Sie klopfte erneut, hämmerte so fest an die Tür, dass sie in den Angeln erzitterte. »Bitte!«, rief sie. »Es ist ein Notfall!«

Die einzige Reaktion auf ihr Rufen war das melancholische Gekrächze der Krähen in den Bäumen um die Kirche herum. Julia schauderte und sah sich ängstlich um. Sie war sich plötzlich sicher, dass sie beobachtet wurde. Hatte sie da nicht gerade eine Bewegung in der Hurst Lane registriert?

Sie wartete noch ein paar Sekunden, während sie hin und her überlegte, ob sie zum Laden zurücklaufen sollte. Sie wusste, dass Moira schwache Nerven hatte und sicher nicht der Typ war, in einer Krisensituation einen kühlen Kopf zu bewahren. Außerdem war der Postbote vielleicht ein Freund von ihr. Das sollte sie ihr, wenn irgend möglich, ersparen.

Besser, sie versuchte es in St. Mary's. Inzwischen musste doch irgendjemand auf den Beinen sein. Und wenn nicht, würde sie dort vielleicht wenigstens ein Telefon finden.

Der Friedhof war von einer hüfthohen Mauer aus Sussex-Flintstein eingefasst. Sie trat durch das überdachte Tor und folgte dem Kiesweg zum Portal, vorbei an verwitterten Grabsteinen, die schief und schräg aus dem Rasen ragten.

Zu ihrer Erleichterung fand sie eine der schweren Eichentüren offen. Sie trat in den Vorraum und erblickte ein weiteres von Philip Walkers Plakaten am Schwarzen Brett, zwischen der Gottesdienstordnung, den Putzplänen und der Ankündigung eines Flohmarkts.

Sie stieß die innere Doppeltür auf und betrat das Kirchenschiff. Das weiche Licht und die Atmosphäre stiller Besinnung wirkten sofort beruhigend auf sie. Es roch nach Staub und feuchtem Stein. Und möglicherweise noch nach

etwas anderem, aber das wollte sie einfach nicht wahrhaben.

Ihr wurde plötzlich schwindlig. Sie hielt sich an der nächsten Kirchenbank fest und ließ sich vorsichtig darauf nieder. Dann beugte sie sich vor, bis ihr Kopf auf der Lehne der Vorderbank ruhte und das Haar ihr wie ein Schleier vors Gesicht fiel. Langsam drängte jener andere Geruch sich ihren Sinnen auf: scharf und widerlich und metallisch.

Das hat alles keinen Sinn, sagte sie sich. Du musst ein Telefon finden.

Sie unterdrückte den aufsteigenden Brechreiz, zwang sich, durch den Mund zu atmen, langsam und tief. Genau in dem Moment, als ihre Lunge sich mit Luft gefüllt hatte und sie zum Ausatmen ansetzte, hörte sie es.

Ein leises, scharrendes Geräusch. Etwas bewegte sich über den uralten Steinboden vor der ersten Bank. Ein verstohtenes Schleichen.

Sie setzte sich aufrecht hin und fixierte den Punkt nahe dem Altar, von dem das Geräusch ausgegangen war. Jeder Muskel in ihrem Körper spannte sich vor Panik an. Sie konnte nicht einmal ausatmen.

Wenn der Mörder dort war und auf sie lauerte, hatte sie keine Chance, ihm zu entkommen. Sie würde es niemals rechtzeitig nach draußen schaffen.

Es war eine schlichte, unausweichliche Tatsache. Wenn er hier in der Kirche war, dann war sie schon so gut wie tot.

3

Wieder hörte sie es. Ein Scharren, wie von einem Schuhabsatz auf Stein.

Dann eine Männerstimme. Sehr schwach, kaum zu verstehen.

Er sagte: »Bitte ...«

Und dann: »*Ahh*.«

Julia war sofort klar, was dieses seufzende Ausatmen bedeutete – es war unverkennbar. Der Mann, zu dem die Stimme gehörte, hatte gerade sein Leben ausgehaucht – keine sechs Meter von der Bank entfernt, in der sie saß, gelähmt vor Angst. Sie hatte dagesessen und zugehört, wie ein Mann gestorben war, und hatte nichts unternommen.

Sie begann heftig zu zittern. Sie glaubte, sie müsse den Verstand verlieren, und einen Moment lang war es fast eine Verlockung. Denn zugleich mit ihrem Verstand hätte sie sich auch jeglicher Verantwortung entledigt.

Dann war der Moment vorüber. Sie stand auf und ging an den Bänken vorbei nach vorne. Dabei versuchte sie nicht daran zu denken, wie der Postbote ausgesehen hatte. Versuchte sich nicht vorzustellen, welcher Anblick sich ihr diesmal bieten würde.

Es waren zwei Leichen; im Abstand von wenigen Schritten lagen sie zwischen der ersten Bank und der Kanzel auf dem Boden. Der Pfarrer war in Embryonalstellung zusammengekrümmt, eine Hand zum Altar ausgestreckt, als wollte er um Gnade flehen. Er war mehrmals in den Bauch getroffen worden und hatte eine verschmierte Blutlache hinterlassen, als er sich in Richtung Mittelgang geschleppt hatte.

Seine Augen waren offen und starrten mit einem bekümmerten, vorwurfsvollen Ausdruck zu Julia auf. *Du hast nicht geholfen*, schien er zu sagen. *Du hast mich gehört, und du hast nicht geholfen*.

Ein paar Schritte dahinter lag die Leiche einer kräftigen, grauhaarigen Frau in Jogginghose und blauer Fleecejacke. Sie hatte eine Kugel in den Hinterkopf bekommen, und ihr Schädelinhalt klebte in Fetzen an den Fliesen wie alter Porridge. Eine Dose Politur war ihr aus der Hand gefallen; die

andere hielt noch einen blutbespritzten gelben Staublappen umklammert.

Julia wich zurück. Sie wagte kaum daran zu denken, was hier passierte. Paradoxerweise waren die Worte, die ihr in den Sinn kamen, zugleich absurd und vollkommen einleuchtend.

Das war kein Raubüberfall. Es war ein Massaker.

Langsam kehrte sie in die Gegenwart zurück und begriff, dass einige Minuten verstrichen waren. Sie konnte sich nicht erinnern, zu einer der Bänke zurückgegangen zu sein, aber da saß sie nun. Sie fröstelte und schlang sich die Arme um den Leib, um gegen das Zittern anzukämpfen.

Bilder bestürmten sie, ein grausiges Panorama der Leichen, die sie gesehen hatte, vermischt mit Fernsehbildern der Massaker von Hungerford, Port Arthur und Dunblane. Die Täter ausnahmslos weiße Männer, gestörte Einzelgänger, in deren verwirrten Hirnen echte oder eingebaute Ungerechtigkeiten den Nährboden für gefährliche Wahnvorstellungen bildeten.

Sie sah ihn vor sich, wie er von Haus zu Haus ging und seelenruhig an die Türen klopfte. Wie die Dorfbewohner bereitwillig öffneten, weil sie glaubten, es sei ein Nachbar oder vielleicht der Postbote mit einem Paket. Und stattdessen brachte er sie alle um. Löschte ein ganzes Dorf aus.

Moir.

Es war der Ruck, den Julia brauchte, und der Adrenalinstoß war wie ein Schlag in die Magengrube. Sie sprang auf und warf rasch einen Blick in die Sakristei und das kleine Büro daneben, doch da war kein Telefon. Sie wusste, dass sie nicht in der Kirche bleiben konnte, aber sie durch den Haupteingang zu verlassen war zu riskant.

Stattdessen steuerte sie die Seitentür im Ostflügel des Altarraums an. Das bedeutete, dass sie an den Leichen des

Pfarrers und der Putzfrau vorbeigehen musste, doch sie zwang sich einfach dazu. Sie musste etwas tun, musste ihre fünf Sinne beisammenhalten.

Die schwere Tür öffnete sich knarrend. Das Geräusch schien entsetzlich laut. Julia trat ins Freie, blinzelte in der Sonne und folgte dem Weg quer über den Friedhof. Ein Tor in der Mauer führte auf einen Fußweg, der hinter den Häusern entlangführte, parallel zur High Street.

Sie war auf der Höhe des ersten Hauses, bei dem sie es vorhin vergeblich versucht hatte, als ihr auffiel, dass die Hintertür nur angelehnt war. Sie hatte auf dem kürzesten Weg zum Laden laufen wollen, aber nun hielt sie inne. Von hier aus könnte sie die Polizei anrufen.

Der niedrige Zaun, der das Grundstück nach hinten begrenzte, war rasch übersprungen; der Garten dahinter nur ein schmaler Rasenstreifen, auf dem schlaffe Fußbälle und ein Kricketset aus Plastik herumlagen. Neben der Tür stand ein verdrecktes Katzenklo.

Julia konnte das Radio hören, das in der Küche lief, das stupide Geplapper eines DJs. Sie trat ein und rief: »Hallo? Ich muss mal Ihr Telefon benutzen. Ist jemand zu Hause?«

Niemand antwortete, doch das plötzliche Klappern von Geschirr ließ sie zusammenfahren.

Die Spülmaschine. Laut Programmanzeige hatte sie noch acht Minuten zu laufen. Auf der Arbeitsfläche stand eine Tasse Kräutertee. Julia hielt den Handrücken daran. Noch warm.

Es müsste jemand in der Nähe sein.

Lautlos trat sie in den engen Flur. Die Tür zum Wohnzimmer stand offen. Julia entdeckte das Telefon und die Leichen im gleichen Moment.

Eine junge Frau in einem Frottee-Bademantel war über ihrem Kind zusammengebrochen, einem kleinen Jungen

mit einem prächtigen weißblonden Haarschopf. Um sie herum lagen verstreute Playmobil-Figuren und Feuerwehrautos. Alles war voller Blut. Die Frau hatte offensichtlich versucht, sich schützend über ihren Sohn zu werfen, und hatte ihm dann eine Hand vor die Augen gehalten. Sie hatte seinen Tod nicht verhindern können, aber wenigstens hatte sie ihm den Anblick erspart.

Julia merkte, dass ihre Knie wieder weich wurden. Sie drohte zusammenzubrechen. *Niemand könnte mir einen Vorwurf machen*, dachte sie.

Sie wandte sich ab und riss das Telefon von seiner Halterung an der Wand. Kein Wählton. Sie drückte die Verbindungstaste. Lauschte. Drückte wieder drauf. Nichts.

Die Leitung war tot. Das konnte kein Zufall sein. Das gehörte alles zum Plan.

Sie schreckte auf, als sich draußen etwas bewegte. Vorsichtig trat sie ans Fenster. Am Arundel Crescent, auf der anderen Seite des Dorfplatzes, war eine Tür aufgegangen, und dabei war ein Sonnenreflex aufgeblitzt. Der Mann, der aus dem Haus trat, war von untersetzter Statur und hatte eine strohblonde Stachelfrisur; er trug eine Jeansjacke und eine Hose mit Tarnmuster. In einer Hand hielt er eine Pistole, und über die Schulter hatte er eine Schrotflinte geschlungen.

Er zog die Tür hinter sich zu, dann blieb er stehen und blickte sich um. Einen Moment lang schien er Julia direkt in die Augen zu sehen. Als er lächelte, glaubte sie, ihr Herz würde stehenbleiben.

Dann begriff sie, dass er die Leiche des Postboten ansah. Er bewunderte sein Werk.

Schließlich schlenderte er davon und verschwand hinter der mächtigen Eibe. In dieser Richtung lag der Laden.

In ihrer Verzweiflung versuchte Julia es noch einmal mit dem Telefon, obwohl sie wusste, dass es hoffnungslos war.

Das Dorf war vom Rest der Welt abgeschnitten, genau wie der Killer es beabsichtigt hatte.

Sie war auf sich allein gestellt.

Julia lief zurück durch die Küche. Im Radio schienen die Rolling Stones sie zu verhöhnen: *You can't always get what you want*. Die Worte tönnten in ihrem Kopf, als sie auf dem Weg, den sie gekommen war, durch den Garten zurückging. Wieder dachte sie an ihre Eltern. Sie hoffte, dass sie stolz auf sie wären, weil sie der Versuchung widerstanden hatte, einfach davonzulaufen.

Dann sprintete sie los in Richtung Laden und betete, dass sie es rechtzeitig schaffen möge. Das Knirschen ihrer Schritte auf dem unkrautüberwucherten Kiesweg schien durch das ganze Dorf zu hallen.

In dem kleinen Hof hinter dem Laden standen ein paar Mülltonnen, ein Stapel Pappkartons und eine alte Plastikbox. Die zwei kleinen Milchglasfenster in der Rückfront waren mit Metallgittern gesichert. Die Hintertür war aus Massivholz und ließ sich nicht von außen öffnen.

Julia klopfte so laut, wie sie es gerade eben wagte. Ein neuerlicher Schwindelanfall brachte sie ins Wanken. Schwarze Pünktchen tanzten vor ihren Augen. Ihr Herz hämmerte so laut, dass sie glaubte, es würde ihr den Brustkorb sprengen.

Dann eine Stimme: »Wer ist da?«

Julia nahm ihren ganzen Willen zusammen, um sich aufzurichten. »Moira, ich bin's, Julia Trent. Machen Sie die Tür auf.«

Sie fürchtete, Moira würde Fragen stellen oder sie auffordern, zum Vordereingang zu kommen, doch dann hörte sie, wie ein Riegel zurückgeschoben wurde. Die Tür ging auf, und Moira spähte hinaus. Sie erschrak, als sie Julias Gesicht sah.

»Du meine Güte – was ist denn passiert, Kindchen?«

Julia wollte etwas sagen, doch eine Welle der Übelkeit übermannte sie. Ihr Brustkorb hob sich, sie wandte sich ab, hielt sich den Bauch und übergab sich auf den staubigen Zementboden.

»Sie Ärmste«, sagte Moira. »Kommen Sie doch rein.«

Julia nickte, drehte sich um und trat in den Vorratsraum. Moira tätschelte ihr den Arm. »Sie haben einen Schock. Ich habe Ihnen doch gesagt, so was kann jederzeit passieren.«

Julia versuchte den Irrtum aufzuklären, brachte aber nur ein Stammeln hervor. »Nein, ich ... Ich h-habe ...«

»Schsch«, machte Moira. »Sie müssen es mir nicht gleich erzählen. Jetzt ruhen Sie sich erst mal ein Weilchen aus.« Auf einem alten Stuhl in der Ecke lag ein Klemmbrett. Moira hob es auf und zog den Stuhl zu Julia hin, womit sie irgendwo in der Ferne ein Glöckchen zum Läuten brachte. Ein »Heureka«-Moment, dachte Julia und fragte sich, ob sie jetzt endgültig den Verstand verloren hatte.

Moira sagte: »Kommen Sie, setzen Sie sich hin, ich mach Ihnen eine Tasse Tee.«

Julia runzelte die Stirn. Wie konnte man eine Glocke zum Läuten bringen, indem man einen Stuhl verrückte?

Und da begriff sie. Doch die Panik, die sie im gleichen Moment erfasste, schien ihr Gehirn lahmzulegen. Sie wusste, was sie sagen und tun musste, doch ihr Körper reagierte nicht.

Irgendein Laut musste sich ihrer Kehle entrungen haben, denn Moira drehte sich in einer merkwürdigen Zeitlupenbewegung zu ihr um. Gleichzeitig gab sie Julia den Blick in den Laden frei. Der Mann mit der Stachelfrisur ging auf die Theke zu. Sie sah, dass er jung war, höchstens Mitte zwanzig. Er hatte sehr helle Augen, und sein Kinn war mit ungleichmäßigen Bartstoppeln bedeckt.

Er sah sie und lächelte. Seine Zähne waren gelb und schief, mit einem auffällig vorstehenden Vampir-Eckzahn links. Er hob die Waffe, und Julia bemerkte den dicken Zylinder, der an den Lauf geschraubt war. Ein Schalldämpfer. Deshalb hatte niemand die Schüsse gehört.

Moira sprach wieder, redete mitfühlend auf Julia ein. Sie bemerkte Julias entsetzte Miene und drehte den Kopf, um zu sehen, was die Ursache war. Ein ploppendes Geräusch ertönte, und ein Schwall Blut schoss aus Moiras Hals hervor. Ihre Augen weiteten sich wie in ungläubigem Staunen, und sie kippte nach vorne, die Lippen zu einem perfekten O gerundet.

Wieder dieses *Plopp*, und Julia spürte, wie das Geschoss an ihren Haaren vorbeizischte und hinter ihr in den Türrahmen schlug. Und dann folgte ein Moment, als Moiras fallender Körper ihr die Sicht auf den Killer verdeckte. Ein dritter Schuss traf die Ladenbesitzerin im Fallen, und da meldete sich Julias Überlebensinstinkt.

Mit einem Satz hechtete sie aus dem Vorratsraum ins Freie und riss die Tür hinter sich zu. Sie schnappte sich eine der Mülltonnen und zog sie vor die Tür. Die Tonne war nicht schwer genug, um ihm den Weg zu versperren, aber so würde sie vielleicht ein paar Sekunden gewinnen. Doch in welche Richtung sollte sie sich wenden?

Sie hatte zwei Möglichkeiten: entweder über den Fußweg zurück zur Kirche oder durch die schmale Passage an der Seite des Ladens auf die Hauptstraße. Letzteres schien ihr das Klügste. Wenn sie erst einmal auf der High Street wäre, könnte sie zu ihrem Wagen sprinten. Rund fünfzig Meter, die hätte sie in null Komma nichts zurückgelegt.

Es war die falsche Entscheidung. Sie wusste es, als sie das Glöckchen wieder läuten hörte, doch da war es bereits zu spät. Sie war nur wenige Meter von der Hauptstraße

entfernt, und sie lief zu schnell, um rechtzeitig bremsen zu können. Der Schwung trug sie bis auf den schmalen Gehsteig, wo sie im selben Moment schlitternd zum Stehen kam, als der Killer aus dem Laden trat.

Er hatte geahnt, was sie vorhatte. Und dann sah sie seine überraschte Miene und wusste, dass es noch schlimmer war. Er hatte einfach nur Glück gehabt. Manchmal lief es ganz einfach darauf hinaus. Er hatte den nötigen Dusel gehabt. Sie nicht.

Sie standen einander in ein paar Schritten Entfernung gegenüber. Sie hatte keine Chance, ihm zu entkommen. Das war das Ende.

Sie reckte das Kinn und versuchte eine trotzig Miene aufzusetzen. Sie würde nicht um ihr Leben betteln. Ohnehin war sie sich nicht sicher, ob sie überhaupt ein Wort herausbringen würde.

Der Killer gab ein trockenes Keckern von sich, das sie vage an irgendeine Zeichentrickfigur erinnerte. Er musterte sie eine lange Sekunde, verschlang ihren Körper mit den Augen. Ihre Jeans und ihre Jacke konnten die Tatsache nicht verbergen, dass sie groß, schlank und wohlgeformt war.

Schließlich sah er ihr in die Augen und schien einen Entschluss zu fassen. Seine hellen Augen glänzten, und sein Grinsen verriet seine Vorfreude. Sie wusste nur zu gut, was das bedeutete. Was er sah, gefiel ihm. Er würde sie nicht sofort töten.

Sie begriff es, vielleicht eine halbe Sekunde bevor er sprach.

Ein einziges Wort, hervorgestoßen in einem leisen, kehligen Flüstern.

»Lauf!«

4

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen. Es spielte keine Rolle, dass sie ihm damit gab, was er wollte. Es bedeutete, dass sie eine Chance hatte. Jede Sekunde, die sie am Leben blieb, war ein klitzekleiner Sieg.

Den Versuch, ihren Wagen zu erreichen, konnte sie vergessen. Er würde sie nicht einmal in die Nähe kommen lassen. Sie machte auf dem Absatz kehrt und rannte in die Richtung, aus der sie gekommen war. Zurück zu dem Fußweg hinter den Häusern, zurück zur Kirche. Es dauerte zwei Sekunden, ehe sie seine Schritte auf dem Kies hörte. Er ließ ihr absichtlich einen Vorsprung.

Sie erinnerte sich an etwas, was sie einmal gelesen hatte, und begann den Oberkörper hin und her zu bewegen, um ihm das Zielen zu erschweren. Bis zum Friedhof waren es nur gut fünfzig Meter. Sie hatte vielleicht knappe zehn Meter Vorsprung, und den könnte sie wahrscheinlich auf zwanzig ausbauen. Aber es würde nicht reichen.

Das Problem war das Tor. Der Riegel war schwer und unhandlich. Wenn sie anhielte, um ihn zu öffnen, würde er sie binnen Sekunden eingeholt haben. *Game over.*

Sie fixierte das Tor, ließ den Blick über die Mauer zu beiden Seiten schweifen. Stellte im Kopf Berechnungen an. Die Mauer war einen knappen Meter hoch, das Tor vielleicht eine Handbreit höher. Sie hatte in ihrem Leben schon höhere Hindernisse übersprungen, aber nicht mehr seit ihrer Schulzeit. Und die lag gut fünfzehn Jahre zurück.

Aber sie hatte keine Wahl. Entweder springen oder sterben.

Nein, korrigierte sie sich. Entweder springen – oder vergewaltigt werden und dann sterben.

Sie pumpte mit den Armen, maß ihre Schritte ab. Fixierte einen Punkt an der Mauer direkt links vom Tor. Sie konzentrierte sich darauf, im richtigen Moment abzuspringen, und dankte Gott, dass sie heute Jeans und Turnschuhe trug.

Fast hätte sie es geschafft. Sie schwang sich genau an der richtigen Stelle in die Luft. Ihr Absprung war kräftig, ihr Körper geschmeidig, aufgeputscht von Adrenalin und Angst. Sie zog die Beine an, um genug Luft zwischen ihre Füße und die Mauer zu bringen, und als sie zu sinken begann, dachte sie schon, sie wäre drüber. Doch dann ließ sie den linken Fuß hängen, nur ein kleines bisschen, und stieß gegen eine überstehende Flintsteinknolle.

Sie ruderte mit den Armen, versuchte das Gleichgewicht zu halten, landete aber mit voller Wucht auf dem rechten Fuß. Ein stechender Schmerz durchzuckte ihren Knöchel. Sie fiel zur Seite und rollte auf dem nassen Gras aus. Ihr Knie schrammte einen Grabstein, sie riss sich die Jeans auf und hörte hinter sich höhnisches Gelächter.

Freu dich nicht zu früh, du Schwein, dachte sie. Die Wut, die in ihr aufwallte, gab ihr die Kraft, sich aufzurappeln. Sie riskierte einen Blick zurück. Der Killer war am Tor angelangt. Er grinste, als freute er sich schon darauf, sie noch so lange durchs Dorf zu jagen, wie es ihm Spaß machte, um ihr dann den Rest zu geben.

Es tat höllisch weh, als sie ihr Gewicht auf den rechten Fuß verlagerte. Sie ging ein paar Schritte, humpelnd zunächst, bis sie sich vergewissert hatte, dass der Knöchel ihr nicht den Dienst versagen würde. Sie biss die Zähne zusammen und versuchte den Schmerz zu ignorieren.

Die Kirche ließ sie links liegen. Für den Pfarrer und die Putzfrau hatte sie sich nicht gerade als idealer Zufluchtsort erwiesen. Stattdessen lief sie quer über den Rasen auf den überdachten Kirchhofseingang zu. Sie verschwendete kei-

nen Gedanken daran, wohin sie sich wenden würde – das Einzige, was zählte, war, dass sie möglichst viel Abstand zwischen sich und den Killer brachte.

Aufgeschreckte Krähen flatterten über den Friedhof, und ihre harschen, kehligen Schreie waren wie ein Kommentar zu ihren Aussichten. Julia erreichte das Tor und riss es auf. Die Häuser von Arundel Crescent waren in morgendliches Sonnenlicht getaucht, das dem weißen Putz eine honigfarbene Tönung verlieh. Sie fragte sich, ob eine der Haustüren vielleicht unverschlossen war.

Wieder sah sie sich um. Der Killer trabte hinter ihr her, ein wenig schneller schon, und seine finstere Miene ließ vermuten, dass er es vielleicht schon bereute, ihr so viel Vorsprung gelassen zu haben. Der Gedanke verschaffte ihr eine absurde Befriedigung. Er hatte sie unterschätzt.

Doch mit dem ersten Schritt auf dem Asphalt wurden die Schmerzen in ihrem Knöchel wieder heftiger. Ihr wurde klar, dass sie nicht mehr sehr weit würde laufen können. Sie musste irgendeinen Unterschlupf finden.

Ein paar Meter neben dem Postauto überquerte sie die Straße und störte dabei eine Krähe mit glänzend schwarzem Gefieder, die auf der Brust des Postboten hockte. Der Vogel fixierte Julia mit seinen pechschwarzen Augen, kam zu dem Schluss, dass von ihr keine Gefahr ausging, und hackte weiter genüsslich im Gesicht des Toten herum.

Julia schüttelte sich vor Ekel und wandte den Blick ab. Und da sah sie etwas, was weit bedeutungsvoller war: das angsterfüllte Gesicht einer Frau in einem Obergeschossfenster der Häuserreihe. Ein kurzer, schuldbewusster Blickkontakt, und dann war sie verschwunden. Hätte sich die Gardine nicht noch einen Moment bewegt, nachdem sie sie losgelassen hatte, Julia hätte glauben können, sie habe sich alles nur eingebildet.

Sie steigerte ihr Tempo und verzog das Gesicht, als ihr

Knöchel protestierte. Verzweifelt klammerte sie sich an der Vision fest, dass eine Haustür sich öffnen, dass die Frau sie hereinwinken würde. Wenn sie im richtigen Moment aufmachte, könnte Julia hineinspringen und die Tür hinter sich zuschlagen, ehe der Killer reagieren konnte. Dann könnte sie sich mit der Frau im Haus verbarrikadieren. Ausharren, bis Hilfe käme, oder vielleicht sogar eine Waffe auftreiben und sich zur Wehr setzen.

Julia war in der Mitte des Dorfplatzes angelangt und glaubte immer noch, dass sie es schaffen könnte, sich in Sicherheit zu bringen, als die Kugel sie zu Fall brachte.

Sie hörte sie nicht kommen. Und im ersten Moment spürte sie auch nichts. Nur ein Kältegefühl auf der Haut, eine irritierende Reibung, und als sie nach unten sah, war ihre Jeans schon mit Blut getränkt. Die Kugel hatte ihre rechte Wade gestreift und einen Streifen Fleisch herausgerissen.

Einen Sekundenbruchteil später setzte schlagartig der Schmerz ein. Ihr Bein verkrampfte sich, und sie fiel der Länge nach hin. Sie landete unglücklich auf einem Arm, und ihr blieb die Luft weg.

Mistkerl, dachte sie. Das war nicht fair!

Sie wälzte sich herum und sah ihn vor dem Friedhofseingang stehen. Er sah hochzufrieden aus, als sei es genau seine Absicht gewesen, ihr einen Streifschuss zu versetzen. Er hatte wieder die Kontrolle übernommen. Jetzt würde der Spaß erst richtig losgehen.

Irgendein tief verwurzelttes Programm ließ nicht zu, dass sie sich ergab. Sie rappelte sich mühsam auf. Ihr rechtes Bein konnte ihr Gewicht nur sekundenweise tragen. Sie sah, dass sie nur fünf oder sechs Meter von der Eibe entfernt war, und der Instinkt trieb sie darauf zu, auch wenn ihr Verstand genau wusste, dass es sinnlos war, sich dort verstecken zu wollen.

Mit letzter Kraft wankte sie auf den Baum zu. Ein Schritt. Noch einer. Am schlimmsten war es, dem Killer den Rücken zuwenden zu müssen. Ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und sie rechnete jeden Moment mit der nächsten Kugel. Wahrscheinlich würde er wieder auf ihre Beine zielen. Für das, was er mit ihr vorhatte, wollte er sie sicher bei Bewusstsein haben.

»Du – elende – feige – Ratte!«

Die Stimme kam aus dem Nichts. Kein lautes Rufen, sondern ein verbissenes Grollen, stockend und wie unter furchtbaren Schmerzen hervorgestoßen. Julia und der Killer reagierten gleichzeitig darauf.

Es war Philip Walker. Er war ein hochgewachsener, hagerer Mann von vielleicht siebzig Jahren, und sein Gesicht war fast so weiß wie sein Haar. Er lehnte zusammengekrümmt im Hauseingang der alten Schule und drückte sich ein blutgetränktes Handtuch auf die Brust.

Julia hörte den Killer unwillig grunzen. Mit dieser Störung hatte er nicht gerechnet. Offensichtlich hatte er geglaubt, Walker sei tot. Der alte Mann fing ihren Blick auf und nickte beinahe unmerklich. *Sieh zu, dass du verschwindest.*

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie der Killer sich umdrehte und auf das alte Schulhaus zuing. Das hätte ihr neue Hoffnung geben sollen, doch stattdessen überkam sie die furchtbare Versuchung, sich einfach ins Gras sinken zu lassen, die Augen zu schließen und es geschehen zu lassen: Schändung, Tod, was immer er mit ihr im Schilde führte.

Und dann rebellierte etwas in ihr gegen diese Schicksals ergebenheit. Allerdings wusste sie auch, dass sie es nie zu dem Haus auf der anderen Seite schaffen würde. Ohnehin hatte sie keine Garantie, dass die Frau sie überhaupt einlassen würde. Die Eibe war ihre einzige Chance.

Sie humpelte darauf zu und schleifte ihr verletztes Bein hinterher wie ein Sträfling seine Eisenkugel. Als sie näher kam, sah sie, dass der Baum sich aus vier mächtigen Stämmen zusammensetzte, mit einem natürlichen Hohlraum in der Mitte. Sie ging einmal um den Baum herum und fand eine Lücke, die groß genug war, um sich hindurchzuzwängen zu können.

Walker sprach wieder. Er knurrte den Killer an, doch der lachte nur. Julia hörte das Gartentor quietschen, dann Schritte auf Walkers Gartenweg. Sie konzentrierte sich darauf, sich bis zur Mitte des Baums vorzukämpfen, und registrierte mit einem Gefühl des Triumphs, dass sie jetzt für den Killer nicht mehr zu sehen war.

Dann vernahm sie das eigenartige peitschende Geräusch der schallgedämpften Pistole. Und spähte gerade rechtzeitig aus ihrem Versteck hervor, um zu sehen, wie Philip Walker, aus nächster Nähe von zwei Schüssen getroffen, zu Füßen des Killers zusammenbrach.

Sie zog rasch den Kopf wieder ein, und Tränen trübten ihren Blick, als ihr schlagartig klar wurde, dass er sich für sie geopfert hatte. Sie war es ihm schuldig, diese Chance nicht zu vergeuden.

Aber was konnte sie tun? Ihr blieb nichts anders übrig, als in den Baum zu klettern. Wenn sie eine gewisse Höhe erreichte, würden die dichten Nadeln sie vielleicht vor seinen Blicken verbergen. Wenn er keine Möglichkeit hätte, einen gezielten Schuss abzugeben, würde er gezwungen sein, ihr nachzuklettern. Sie könnte ihn abwehren, indem sie nach ihm trat oder ihm auf die Finger stieg.

Sie packte den höchsten Ast, den sie erreichen konnte, drückte sich mit dem Rücken gegen einen der Stämme und begann sich hochzuhieven. Selbst mit ihrem verletzten Bein erwies es sich als eine erstaunlich effektive Klettertechnik. Die Borke fühlte sich kühl an, sie erinnerte an

sonnenverbrannte Haut; trockene Schuppen fielen von der glatteren Oberfläche darunter ab. Die Äste waren dick und knorrig, wie in einem Märchenwald. Sie hätte sich nicht gewundert, wenn einer sich plötzlich um ihre Hüfte geschlungen und sie behutsam in die Krone gehoben hätte, um sie in Sicherheit zu bringen.

Sie war zwei oder drei Meter über dem Boden, als sie den Killer wieder sehen konnte. Er hatte sich vom Schulhaus abgewandt und hantierte im Gehen mit seiner Pistole herum. Wahrscheinlich lud er nach, vermutete Julia. Sie konnte Walkers reglosen Körper im Eingang seines Hauses liegen sehen.

Der Killer ließ das Magazin wieder einrasten. Er hatte die Wiese erreicht und blieb abrupt stehen. Er sah sich um, zuerst verwirrt, dann wütend. Ein rauschhaftes Hochgefühl erfasste Julia. *Jetzt habe ich dich schon zum zweiten Mal ausgetrickst.*

Sie stieg weiter hinauf. Die kurzen Nadeln der Eibe wuchsen dicht rings um sie herum und verbargen sie vor allen Blicken. Inzwischen würde er schon ganz dicht an den Stamm herantreten müssen, um sie zu sehen. Noch ein halber Meter, und sie wäre perfekt getarnt.

Jetzt hatte sie eine echte Überlebenschance. Schließlich, so überlegte sie sich, kann der Alptraum nicht endlos weitergehen. Irgendwann muss doch Hilfe eintreffen.

Irgendetwas muss doch passieren, sagte sie sich.

Und dann passierte es.

5

Er sah aus wie eine Gestalt aus einem Film. Ein Superheld, ein Spezialagent und James Bond – alles in einer Person.

Ihr Retter.

Er war von Kopf bis Fuß in schwarzes Leder gekleidet: Jacke, Handschuhe, Hose, Stiefel, wie eine Art Kostüm. Dazu trug er einen schwarzen Motorrad-Integralhelm. Uplötzlich tauchte er aus der Hurst Lane kommend auf und marschierte auf den Killer zu. Obwohl augenscheinlich unbewaffnet, zeigte er keine Furcht. Er bewegte sich schnell, seine ganze Körpersprache war selbstsicher und entschlossen. Es war das Überwältigendste, was Julia je gesehen hatte.

Er rief etwas, mit barscher Stimme. Der Killer hörte es und fuhr herum. Sofort änderte sich sein Gebaren. Er schien zu schrumpfen und senkte respektvoll den Kopf vor dem Mann, der auf ihn zuschritt.

»Was zum Teufel tust du mit dem Ding da?«, wollte der Mann wissen. Julias Herz machte vor Freude einen Sprung. Endlich jemand, der die moralische und physische Stärke besaß, dem Killer entgegenzutreten.

Der Mann in Schwarz schüttelte wie angewidert den Kopf und hob den Arm. Es sah aus, als ob er ausholte, um dem Killer die Faust ins Gesicht zu schlagen, und Julia drückte ihm im Geiste die Daumen, betete nur, dass dieses Mörderschwein den Schlag nicht würde kommen sehen.

Aber es war kein Boxhieb.

Es war ein High Five.

Was sie am meisten schockierte, war, dass sie im Begriff gewesen war, den Mann mit einem Ruf zu warnen. Sie sah, wie der Killer auf die Bewegung des anderen reagierte. Er wird dem Schlag ausweichen, dachte Julia. Und dann wird er dich erschießen. Und plötzlich konnte sie den Gedanken nicht ertragen, zuzusehen, wie dieser Mann, dieser wunderbare, tapfere Mann, zum nächsten Opfer des Killers wurde. Wie ihre einzige Hoffnung auf Rettung ihr jäh entrisen wurde.

Und so machte sie den Mund auf, um ihn zu warnen. Holte schon tief Luft, um die Worte herauszuschreien, und zögerte noch eine halbe Sekunde, unsicher, wie sie es am besten formulieren sollte – *Achtung!* oder *Passen Sie auf!* oder *Er hat eine Pistole!*

Und dann klatschte der Mann in Schwarz dem Killer in die hochgereckte Hand, und der Killer grinste, stieß einen Triumphschrei aus und nickte heftig, während der Fremde etwas zu ihm sagte. Sie unterhielten sich leise, die Köpfe zusammengesteckt, und der Killer errötete regelrecht vor Stolz, als der Mann in Schwarz auf ihn einredete.

Als er ihm gratulierte.

Julias ganzer Körper verkrampfte sich vor Angst und Verzweiflung. Sie schlang beide Arme um den Baumstamm und klammerte sich daran fest, bis das Gefühl sich legte. Ihr linkes Bein klemmte in unbequemer Haltung am Baum, und das verletzte Bein baumelte in der Luft, als gehörte es gar nicht mehr zu ihr. Blut lief über ihren Schuh und tropfte auf die Zweige darunter. Bei dem Anblick wurde ihr ganz schwindlig. Sie schnappte nach Luft und zwang sich, nach oben zu schauen. Sie sah Kondensstreifen von Flugzeugen, die sich kreuz und quer über einen milchig blauen Himmel zogen. Es schien unvorstellbar, dass außerhalb dieses Dorfes eine ganze Welt war, in der das Leben weiter seinen normalen Gang ging.

Und dann legte sie den Kopf schief. Sie konnte etwas hören. Sehr schwach und weit weg, aber es war da.

Eine Sirene.

Die Worte des Killers wehten zu ihr herauf. »Ich hab diesem Miststück 'ne Kugel verpasst, aber sie ist mir entwischt.« Julia spähte durch die Zweige und sah, wie er mit einer Handbewegung auf den Baum deutete. Der Mann in Schwarz schaute ebenfalls in die Richtung. Panik erfasste

sie, als sie das gesichtslose Visier sah. Er ist Darth Vader, dachte sie. Ein dunkler Todesengel.

»... hat sich da drüben irgendwo versteckt«, verteidigte sich der Killer mit weinerlicher Stimme.

Der Mann in Schwarz murmelte ihm etwas ins Ohr, das Julia nicht hören konnte. Zu ihrer Verblüffung übergab der Killer ihm lammfromm seine Waffe und nahm dann die Schrotflinte von der Schulter.

Dann erstarrten beide Männer. Jetzt konnten sie es auch hören, das drängende, an- und abschwellende Heulen, das immer lauter wurde.

Der Mann in Schwarz trat einen Schritt von seinem Partner zurück und deutete mit der Hand über den Dorfplatz. Der Killer schwenkte seine Schrotflinte in die angezeigte Richtung. Fast wäre Julia auch seinem Blick gefolgt, doch dann hatte sie plötzlich eine Eingebung: *Es ist ein Bluff.*

Sie sah, wie die Hand mit der Pistole sich hob, und schloss instinktiv die Augen, erinnerte sich daran, wie die junge Mutter ihren Sohn vom Wissen um seinen nahen Tod abgeschirmt hatte.

Hörte das vertraute *Pfft.*

Sie schlug die Augen auf. Sah den Killer fallen, aus nächster Nähe in die Schläfe geschossen. Alles voller Blut, er selbst, das Gras. Spritzer auf der Lederkombi. Der Mann in Schwarz trat zurück, nickte zufrieden.

Unwillkürlich entfuhr Julia ein Laut, ein kleiner, spitzer Entsetzensschrei.

Und dann knackte der Ast unter ihr.

Er brach nicht ganz durch. Er knickte nicht ab, sondern sackte nur eine Handbreit tiefer, und sie sackte mit, krallte sich verzweifelt mit beiden Händen am Stamm fest. Ihre heftigen Bewegungen brachten die Zweige ins Schwanken,

und sie streiften raschelnd mit ihren Nadeln einander. Ein verräterisches Geräusch.

Der Mann in Schwarz fuhr herum und blickte in ihre Richtung. Im gleichen Moment wurde Julia klar, dass die Sirene inzwischen nicht mehr zu überhören war. Vielleicht sind sie schon auf dem Chilton Way, dachte sie. In zwei, drei Minuten müssten sie hier sein, vielleicht eher.

Aber trotzdem zu spät, um sie zu retten.

Sie hing reglos im Baum, als der Mann in Schwarz näher kam. Ab und zu schien er den Kopf zu senken und den Boden zu betrachten. Julia war verwirrt. Was suchte er da unten?

Ihr Turnschuh gab die Antwort. Blut. Er folgte der Blutspur. Sie bestätigte, dass das Geräusch im Baum nicht von einer Krähe, einer Taube oder einer verschreckten Katze gekommen war.

Ihre Blase gab nach. Warmer Urin tränkte ihre Jeans und lief an ihren Beinen hinunter. Sie bemerkte es kaum.

Ruhig, beinahe lässig schlenderte der Mann zur Leiche seines Partners zurück, drehte sich dann plötzlich um und gab mehrere Schüsse hintereinander in den Baum ab. Julia hörte, wie die Kugeln über ihrem Kopf durch die Nadeln zischten, in Äste schlugen und die Rinde in Placken herausrissen. Die Fetzen rieselten auf sie herab, doch sie konnte ihnen nicht ausweichen, ohne ihre Position zu verraten.

Die nächste Garbe schlug einen halben Meter tiefer ein. Sie spürte, wie die Geschosse an ihr vorbeijagten, hörte das tödliche Zischen der verdrängten Luft.

Die Kugel, die sie traf, spürte sie sonderbarerweise nicht.

Durch die Wucht des Aufpralls kippte sie zur Seite, schlug mit der Stirn gegen einen Ast, glitt dann ab und fiel durch den Baum, wobei sie ein paar Zweige mitnahm, bis sie schließlich auf dem untersten Ast aufprallte und die letzten ein oder

anderthalb Meter wie ein Stein herabfiel. Mit einem dumpfen Schlag landete sie auf dem Rücken im Gras.

Der Mann in Schwarz beobachtete sie noch ein paar Sekunden lang, um sich zu vergewissern, dass sie sich nicht mehr bewegte. Die Sirene war jetzt sehr laut, sie zertrümmerte die trügerische Stille des Morgens. Er konnte sie unmöglich überhören.

Mit einem letzten nachdenklichen Blick in Julias Richtung platzierte er die Pistole sorgfältig neben der Leiche seines Partners und eilte zurück zur Hurst Lane. Dann verschwand er, als wäre er nie dagewesen.

Als hätte er überhaupt nie existiert.

6

Das erste Polizeifahrzeug traf zwanzig Sekunden später ein. Es war ein Einsatzwagen mit zwei bewaffneten Polizisten der Taktischen Eingreiftruppe, PC Davies und PC Eade. Sie waren von einer routinemäßigen Streifenfahrt in Mittelsussex abgezogen worden, nachdem ein Bericht über einen Zwischenfall mit Schusswaffengebrauch eingegangen war. Ein zweiter Einsatzwagen aus Brighton würde in schätzungsweise fünfzehn Minuten eintreffen. Außerdem waren zwei unbewaffnete Streifen und ein Krankenwagen unterwegs; sie würden aber erst in den Ort einfahren, wenn die bewaffneten Einheiten grünes Licht gaben.

Laut Information der Einsatzleitstelle hatte ein Hausbesitzer in Chilton beobachtet, wie ein Postbote der Royal Mail niedergeschossen worden war. Der Notruf war um 8.09 Uhr registriert worden. Jetzt war es 8.22 Uhr. Falls es sich um einen bewaffneten Raubüberfall gehandelt hatte, was die wahrscheinlichste Erklärung zu sein schien, war der Täter wohl längst über alle Berge.

PC Davies, der auf dem Beifahrersitz saß, hatte sich die Lage des Ortes angesehen und festgestellt, dass es nur eine einzige Zufahrtsstraße gab. Er hatte seinen Kollegen vorgewarnt, dass das Fluchtauto ihnen möglicherweise auf dem Chilton Way entgegenkommen könnte. Und er hatte seine Waffe gezogen, eine Sig Sauer P226.

Tatsächlich passierten sie auf der kurzen Strecke von der B2112 bis zum Dorf kein einziges Fahrzeug, was Davies mit einem Anflug von Unbehagen registrierte.

Als sie nahe dem Dorfladen um eine Kurve bogen, sahen sie den Lieferwagen der Royal Mail am Straßenrand parken. Während Eade das Tempo drosselte, schaltete Davies die Sirene aus und begann das Dorf nach verdächtigen Anzeichen abzusuchen. Das Beifahrerfenster war heruntergelassen, und ihm fiel auf, wie ruhig es hier war. Abgesehen vom Geräusch ihres Wagens konnte er nur Vogelgezwitscher hören. Kein Mensch weit und breit. Nichts rührte sich.

Dann sah er jemanden auf dem Dorfplatz im Gras liegen, rund zehn Meter vom Wagen entfernt. Im gleichen Moment erkannte PC Eade, dass hinter dem Postauto eine Leiche lag.

Beide Männer stießen gleichzeitig einen Überraschungslaut aus. Während der Wagen zum Stehen kam, wechselten sie einen Blick und begriffen, dass jeder auf etwas anderes reagiert hatte.

Sie stiegen aus, und Davies sah sofort die Schrotflinte neben der Leiche im Gras liegen. Der Anrufer hatte gemeldet, der Täter führe eine Schrotflinte und eine Handfeuerwaffe mit sich. Die Beschreibung der Haarfarbe und der Jacke passte ebenfalls zu dem Mann, der dort im Gras lag.

»Ich denke, das könnte der Schütze sein«, rief er Eade zu, der ebenfalls seine Waffe gezogen hatte. Eade zielte auf den Liegenden, um seinem Kollegen Deckung zu geben, wäh-

rend Davies sich der Person vorsichtig im Bogen näherte und darauf achtete, nicht in Eades Schusslinie zu treten.

Noch ein paar Schritte, und er konnte genug sehen, um sicher zu sein, dass der Mann tot war. Ein einzelner Schuss in die Schläfe, vermutlich aus einer Handfeuerwaffe. Es sah nach einer 22er aus. Trotzdem ging er in die Hocke, wobei er sorgfältig darauf achtete, keine Spuren zu verwischen, während er prüfte, ob es irgendwelche Lebenszeichen gab.

Dann stand er auf, notierte die Zeit, sah PC Eade an und deutete auf die Leiche des Postboten.

»Übernimm du den da. Ich seh mich mal um.«

Noch während er sprach, entdeckte er das nächste Opfer, in einem großen Haus auf der anderen Straßenseite. Er hatte freie Sicht über den Gartenpfad zum Eingang, wo ein älterer Mann nahe der Haustür zusammengebrochen war.

Zwanzig nach acht an einem Samstagmorgen, in einem der kleinsten, verschlafensten Dörfer der Grafschaft. Was zum Teufel ging hier vor?

Er wandte sich zu Eade um, der bei dem Postboten stand.
»Tot?«

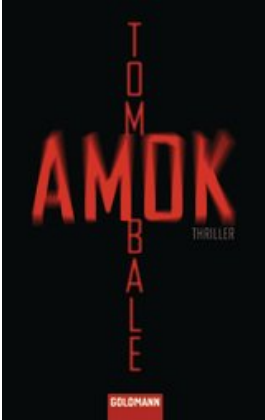
»Ja.«

»Lass doch mal kurz die Sirene laufen, ja?«

Eade runzelte die Stirn, doch er war nicht in der Stimmung zu widersprechen. Er ging zurück zum Wagen und schaltete die Sirene ein. Das träge Heulen hallte gespenstisch von der vornehmen georgianischen Häuserreihe wider. Ein aufgeschreckter Vogelschwarm flatterte aus den Bäumen um die Kirche herum auf.

Davies hob die Hand: Das reicht. Die Stille kehrte so abrupt zurück, dass es ihn schauderte.

Erneut ließ er den Blick prüfend im Kreis wandern und schirmte dabei mit einer Hand die Augen vor der Sonne ab.



Tom Bale

Amok
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-46819-5

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2009

Zwölf Opfer. Zwei Täter. Nur eine Augenzeugin!

An einem Januarmorgen wartet ein blutiger Alptraum auf ein kleines Dorf in Sussex: Ein Mann läuft Amok und erschießt über ein Dutzend Menschen, bevor er sich selbst richtet. Wie durch ein Wunder überlebt Julia Trent das Massaker, und sie ist sich sicher: Der Todesschütze war nicht allein. Die Polizei ist jedoch überzeugt, dass die verletzte und traumatisierte junge Frau sich den zweiten Schützen lediglich einbildet. Nur einer glaubt Julia: der Journalist Craig Walker. Gemeinsam suchen sie nach der Wahrheit – doch das Töten ist noch nicht vorbei ...